

## Über Tage

Von Marcus Jauer

**Der Steinkohlebergbau hat das Saarland mehr als ein Jahrhundert geprägt. Dann bebte die Erde, und die Kumpel waren gezwungen, die Grube zu verlassen, die sie sich gegraben hatten. Nun stehen sie im Tageslicht und müssen erkennen, das Industriezeitalter, dem sie entstammen, ist lange vorbei.**

Wenn es noch wäre, wie es war, dann würden sie jetzt zur Schicht kommen. Sie würden den schmalen Weg durch den Wald nehmen und den Berg hinauffahren, auf dem der Förderturm steht. Sie würden durch das Drehkreuz laufen und in die Waschkau hinein, einen großen, gekachelten Saal, in dem es zwei Seiten gibt. Auf der einen würden sie sich ausziehen und in Badelatschen an den Duschen vorbei zur anderen gehen, um sich dort wieder anzuziehen. Sie würden die Körbe hinunterlassen, die unter der Decke hängen und auf denen ihre Sachen trocknen von der letzten Schicht, Jacken und Hosen aus festem Stoff, Hemden, Socken, Halstücher, die Schuhe. Sie würden die Schienbeinschützer anlegen und die Gürtel, an die sie später die Batterie für die Grubenlampe schnallen und das Atemschutzgerät für den Notfall. Sie würden in die Zechenhalle gehen und warten, dass der Steiger sie einteilt, jeden nach der Markennummer, die ihnen das Bergwerk gegeben hat. Dann würde der Steiger eine Glocke schlagen, sie würden ihre Helme abnehmen, zweihundert Mann, und jeder würde still für sich das Gebet aufsagen, das über dem Eingang zur Grube geschrieben steht.

Wir richten, eh wir niedergehn,

den Blick oh Gott empor zu Dir.

O woll uns Herr getreu bewahren,

lass wieder kehren uns nach hier.

Schließ auf den Stollen Deiner Liebe,

den finstren Schacht, in dem wir baun.

Schirm uns vor Ort und im Betriebe,

lass fromm und treu uns Dir vertraun.

Herr segne Streben, Schacht und Stol-

len, bewahren uns vor Flut und Brand,

Herr, dem wir treu gehören wollen,

du hast die Welt in Deiner Hand.

Wenn es noch so wäre, wie es war, würden sie jetzt in den Berg hineinfahren.

Es ist aber nicht mehr so.

Vor neun Wochen, an einem Samstagnachmittag, eine Minute nach halb fünf, erschütterte ein Beben das westliche Saarland. Es hatte eine Stärke von vierkommanull auf der Richter-Skala, das größte Beben, das es je in der Region gegeben hatte. Schornsteine stürzten ein, Mauern bekamen Risse, aus dem Turm einer Kirche lösten sich Granitblöcke und schlugen auf der Treppe auf, wo kurz zuvor noch Kinder gestanden hatten. Die Kirche und die Kinder, dieses Bild ging durch das Land.

Das Zentrum des Bebens lag in einer Tiefe von mehr als tausend Metern. Darüber befindet sich ein Landstrich mit sanften Hügeln, zwischen denen die Orte Körprich, Bilsdorf, Nalbach und Saarwellingen liegen, verbunden durch einen kleinen Fluss mit Namen Prim. Darunter befindet sich das Abbaufeld Primsmulde.

Noch am Abend verhängte die Landesregierung einen sofortigen Abbaustopp. Sie brachte den gesamten Bergbau an der Saar zum Stehen. Auf einen Schlag waren viertausend Kumpel in Kurzarbeit, was in Wirklichkeit hieß, dass sie gar nicht mehr arbeiteten, auch nicht kurz.

In den ersten Stunden war es vor allem darum gegangen, was sie da unten eigentlich getan hatten. Aber das war einfach.

"Meine Arbeit", sagt Ralf Thiel, Markennummer 2528, der nun zu Hause sitzt, die Hunde seiner Frau auf dem Schoß.

Sie sind in die Förderkörbe gestiegen, fünfunddreißig Mann pro Korb, vier Körbe übereinander, und sind eingefahren in den Berg. Zwölf Meter fällt der Korb in der Sekunde, und doch dauert es zweieinhalb Minuten, bis sie unten sind, auf eintausendsiebenhundertzwölf Metern. Dort sind sie ausgestiegen und die Strecken entlanggelaufen, auf Förderbändern gefahren, in Grubenbahnen, bis sie nach einer Stunde am Eingang zu dem engen Tunnel standen, den sie den Streb nennen. Es ist der Ort, an dem sie die Kohle abbauen.

Das Flöz in der Primsmulde ist eines der mächtigsten in Europa. Drei Meter stark, siebenhundert Meter breit, mehr als dreitausend Meter lang. Fett und eben liegt es im Berg, kaum Brüche, kaum Störungen, kaum Einschlüsse. Wenn es so etwas gibt wie ein schönes Flöz, dann ist es dieses.

Im Streb sind sie unter Schilden geborgen, die sich, auf hydraulischen Beinen stehend, gegen den Berg stemmen. Darunter haben sie gegessen, hinter der Schrämmmaschine, einem Lindwurm auf Schienen mit einem Kopf aus Meißeln. Vorn fraß er sich in die Kohle hinein, hinten spuckte er sie auf ein Förderband aus. Mit dieser Maschine sind sie das Flöz entlanggefahren. Auf jeder Länge schnitten sie ihm einen Meter Kohle heraus, und an jedem Ende zogen sie hinter sich die Schilde nach. So bewegten sie sich vorwärts, während hinter

ihnen der Berg in den Hohlraum hineinbrach, der dann wie eine Blase in ihm aufstieg und sich zwei Wochen später an der Oberfläche als Senke abzeichnete.

Das Problem in der Primsmulde ist die Sandsteinbank, die zweihundert Meter über dem Flöz liegt. Sie gibt nicht nach, wenn unter ihr ein Hohlraum entsteht, es baut sich nur Druck in ihr auf, und irgendwann bricht sie. Das hat die Beben ausgelöst, erst viele kleine, zuletzt zwei bis drei jede Woche, dann schließlich das große.

"Das war doch keine Absicht von uns", sagt Bernd Tosi, Markennummer 3943, der am Mahnfeuer steht, das brennt, seit die Kumpel die Grube verlassen mussten.

In den ersten Tagen war es dann darum gegangen, was sie oben machen können, damit sie wieder nach unten kommen.

Sie haben das Feuer entzündet am Grubentor und daneben ein Zelt aufgestellt gegen den Regen. Sie sind auf die Halde gestiegen, die sich hinter der Grube erhebt, und haben eine Lichterkette ausgelegt in der Form einer Kerze. Sie haben Unterschriften gesammelt, Blut gespendet und ihre Frauen zum Ministerpräsidenten geschickt. Sie haben all ihre Namen auf ein Transparent gedruckt und an der Bergwerksverwaltung in Saarbrücken aufgehängt, die gleich neben dem Arbeitsamt steht, und dazu den Satz, dass sie eine faire Chance verdienen. Sie haben getan, was heute alle tun, die auf etwas aufmerksam machen wollen, aber sie taten es so, als solle es keinen stören.

Sie sind in ihren Arbeitskleidern durch die Fußgängerzonen der Städte gezogen, aber sie haben nichts gerufen, sie gingen schweigend. Sie sind zum Landtag gelaufen, aber sie blieben an der Bannmeile stehen. Sie haben sich vor dem Schloss zu einem Kreis aufgestellt, aber als die Polizei erklärte, dass dies als Demonstration zähle und genehmigt werden müsse, da wollten sie am nächsten Tag nicht wiederkommen. Sie kämpfen um ihre Arbeitsplätze, aber sie wollen nichts falsch machen dabei, darum machen sie es nicht richtig.

"Wir möchten keine Abläufe durcheinanderbringen", sagt Viktor Schug, Markennummer 2680, im Betriebsratsbüro.

"Es soll alles manierlich abgehen", sagt Bernd Tosi, der beim Schweigemarsch an der Ampel wartet, solange sie Rot zeigt.

Im Grunde verhalten sie sich wie Leute, die lange weg gewesen sind und denen das Gefühl verlorenging für den Ort, aus dem sie kamen, und für die Menschen, die dort leben. Nun stehen sie wie Fremde in einer Landschaft, die sie geprägt haben.

Da sind die alten Fördertürme der Gruben, die geschlossen sind, eingezäunt und bewacht von müden Pförtnern in kleinen Häusern. Da sind die Halden aus dem Gestein, das mit der Kohle zutage kam und dort von ihr getrennt wurde, spitze Kegel, deren unnatürliche Form auch die Bäume nicht tarnen, die inzwischen auf ihnen wachsen. Da sind die Gegenden, die heute fünf, zehn, zwölf Meter tiefer liegen, weil sich die Kumpel Flöz um Flöz die Kohle holten, die unter ihnen lag. Da sind die Häuser, vor deren Fenstern Gardinen hängen und deren Vorgärten gepflegt sind, aber die Menschen, die darin lebten, sind lange ausgezogen, weil die Wände ihrer Häuser Risse zeigen, die sich nicht schließen lassen. Darum hat die Bergbaufirma sie den Besitzern abgekauft und schickt Hausmeister, die Blumen gießen, damit keiner sieht, was jeder weiß; dass das Haus abgerissen werden müsste.

Da sind all die Dinge, die zum Bergbau gehören und die jeder erduldet hat, solange er zum Bergbau gehörte. Es gehört nur heute kaum einer noch zum Bergbau.

Vierzigtausend Kumpel hat es um 1900 an der Saar gegeben. Sechzigtausend nach dem Zweiten Weltkrieg. Fünfundzwanzigtausend nach der Ölkrise. Vierzehntausend vor zehn Jahren, viertausend heute. Sie hätten bis 2018 arbeiten sollen. Aber das war vor dem Beben.

In den ersten Wochen war es dann darum gegangen, was sie denn oben machen sollen, solange sie nicht hinunterdürfen.

Sie sind zur Grube gefahren, haben das Auto auf dem leeren Parkplatz abgestellt, oder sie kamen mit dem Fahrrad, weil der Weg dann länger dauerte. Sie sind ins Betriebsratsbüro gegangen, haben mit verschränkten Armen auf dem Gang herumgestanden oder sich in die Kantine zu den anderen gesetzt. Sie haben ein Bier getrunken und gewartet, dass es etwas Neues gibt. Es gab aber nichts Neues. Da sind sie am anderen Tag wiedergekommen. Sie haben Schichten eingeteilt, damit das Mahnfeuer Tag und Nacht brennt, und sie sind zu diesen Schichten erschienen wie früher zur Arbeit. Sie waren wie Leute, die den Takt noch schlugen, obwohl die Musik aus ist. Sie haben ihre Häuser renoviert, die Hunde ausgeführt, den Garten umgegraben. Manchmal sind sie abends mit ihren Frauen zur Grube gefahren und haben ihnen die Maschinen vorgeführt.

"Schau das Pleuel an, den Dampf", sagt Burkhard Schmitz, Kennnummer 293, als er seiner Frau die alte Dampfmaschine zeigt, die das Rad mit dem Förderkorb bewegt, in dem aber gar niemand sitzt.

"Ich weiß nicht, was ich sonst tun könnte", sagt Bernd Tosi, der fast jeden Tag an das Mahnfeuer kam, auch wenn er nicht eingeteilt war für die Schicht.

"So kann sich doch nur ein arbeitsloser Mann fühlen", sagt Ralf Thiel, der als Partiemann unter Tage fünfzig Leute beaufsichtigt hat und nun, da er das nicht darf, das Zimmer seines Sohnes tapeziert.

Seit es Bergbau gibt an der Saar, hat es auch immer wieder Unglücke gegeben, nach denen die Arbeit ruhen musste. Anfang der sechziger Jahre kam es in der Zeche Luisenthal zu einer Schlagwetterexplosion. Methangas, das aus dem Flöz austritt, hatte sich entzündet. Zweihundertneunundneunzig Männer starben. Es war das größte Grubenunglück in der Geschichte der Bundesrepublik, doch selbst damals verging keine Woche, bis wieder Kumpel einfuhren. Seit dem Beben in der Primsmulde sind neun Wochen vergangen. Nie hat an der Saar ein Bergwerk so lange stillgestanden. Dabei es ist genau das, was ein Bergwerk niemals darf; stillstehen.

"Man kann das schwer erklären", sagt Viktor Schug, der vor fünf Wochen zuletzt unten war, "man muss es sehen."

Sie dürfen nun seit einiger Zeit wieder einfahren in den Schacht zur Primsmulde. Sie dürfen keine Kohle fördern, sie dürfen nur hinunter. Sie wurden zu Notschichten eingeteilt, ein paar Dutzend jede Schicht, nicht ein paar hundert wie früher. Sie warten zu Hause mit gepackter Tasche auf einen Anruf. Sie wissen, dass das noch keine Arbeit ist, aber es ist etwas zu tun. Sie prüfen Luft, laufen die Strecken ab, messen, kontrollieren, reparieren. Sie sind froh, wieder unten zu sein, aber sie sind auch froh, wenn sie wieder oben sind.

Es ist jetzt ganz still da unten, weil die Maschinen stehen. Es ist auch kälter, weil die Maschinen stehen, die Wärme der Motoren fehlt. In den langen Gängen ist nur selten jemand zu sehen. Keiner, der bohrt oder stemmt oder sprengt. Die Luft ist klarer. Überall hat sich Staub abgesetzt, überall Rost. Rost hat es immer gegeben, aber solange sich die Maschinen drehten, wurde er abgeschliffen. Jetzt stehen sie, und er wächst auf ihnen in dicken Blättern.

Es wirkt wie ein Ort, den jemand verlassen hat, der zurückkehren will. Aber es ist bereits ein Ort, der aufgegeben wurde.

Ein Bergwerk muss sich im Berg bewegen. Solange es wandert, liegt der Berg wie eine leichte Decke auf ihm, sobald es steht, wird diese Decke schwer und schwerer, bis sie alles unter sich begräbt. Die Ruhe ist die Kraft des Berges. Deshalb darf ein Bergwerk nie zur Ruhe kommen.

Mit dem Tag, an dem der Streb zum Stehen gebracht wurde, begann der Berg sich zu senken. Er drückte die Schilde ein, die ihn abschirmten, er zwang ihre hydraulischen Beine in die Knie, Zentimeter für Zentimeter, bis er schließlich die Schrämmmaschine eingequetscht hatte, die in ihm auf und ab gefahren war. Sie wiegt fast siebzig Tonnen, sie war stark genug, die Kohle aus seinem Flöz zu reißen, doch jetzt wird er sie unter sich begraben.

Sie haben versucht, die Maschine zu retten. Aber das Einzige, was die Maschine hätte retten können, wäre, sie wieder fahren zu lassen, und das durften sie nicht.

Im Grunde ist dies das Bild, das erklärt, warum sie immer weiter arbeiten müssen. Sie fahren in den Berg ein, aber sie fürchten ihn. Sie glauben, sie könnten ihm entkommen, indem sie sich tiefer in ihn hineingraben, dabei es ist eine Flucht. Aber so wollen sie es nicht sehen.

"Ich habe keine Angst", sagt Ralf Thiel.

"Man muss sich das eher wie bei einem Kundschafter vorstellen" sagt Volker Hagelstein, der keine Kennnummer hat, weil er Markscheider ist, eine Art Vermesser, der von außen auf den Berg schaut. "Dieses Vordringen ins Unbekannte."

Wie Raumfahrt? Nur umgekehrt?

"Ja", sagt er, "genau."

Einige Wochen nach dem Beben erklärte die Bergbaufirma, sie wolle in der Primsmulde keine Kohle mehr abbauen. Sie will neue Felder erschließen, aber sie braucht Genehmigungen dafür, und die bekommt sie erst Ende des Jahres oder später. Bis dahin hat sie ein altes Feld angebrochen, aber es ist klein, nur wenige Bergleute finden darin wieder Arbeit. Was aus den anderen werden soll, ist völlig unklar.

Sie haben mit sechzehn Jahren auf der Grube angefangen, sie haben dort gelernt und sind nie woanders gewesen. Sie kennen die Männer, die im Schacht neben ihnen stehen, seit Jahren, und wenn sie nach oben kommen, stehen sie gemeinsam unter der Dusche und schrubben einander den Rücken. Ihre Körper sind zu Dokumenten ihrer Arbeit geworden, sie haben kaputte Knie, gebrochene Finger, ausgeschlagene Wirbelsäulen und dieses Rasseln in den Lungen, wenn sie einatmen.

Sie hätten alle noch bis 2018 arbeiten können, weil so lange noch Steinkohle gefördert werden soll in Deutschland. Oder sie hätten gearbeitet, bis sie neunundvierzig Jahre sind, weil die Bergbaufirma Arbeitsplätze abbaut und jeder mit neunundvierzig die Grube verlassen muss. Sie wären Männer im besten Alter gewesen, die sich ein Hobby suchen müssen. Sie hätten als Platzwart im Sportverein angefangen, einen Englischkurs gemacht, sie hätten gemalt oder wären Imker geworden.

"Die waren für meinen Sohn gedacht", sagt Reiner Busch, der vor seinen Bienenstöcken steht, "aber ich geb sie nicht her. Es vergeht die Zeit, wenn ich zuschauen."

Sie hätten einfach immer weiter gearbeitet, immer tiefer in den Berg, aber nun stehen sie hier oben und müssen erkennen, dass sie dort unten viel mehr zurückgelassen haben als nur ihre Maschinen.

Diese Worte, mit denen sie nichts mehr anfangen können, weil sie Dinge bezeichnen, die es nur dort unten gibt. Teufe, Gesenk, Versatz, Bruch, Katze, toter Mann.

"Diese Kameradschaft und dass einer den anderen retten würde", sagt Bernd Tosi mit schwerer Stimme, und seine Frau legt ihm die Hand auf das Knie.

"Ich will arbeiten, ich muss arbeiten", sagt Ralf Thiel und schlägt mit der Hand auf den Tisch in seinem Wohnzimmer.

"Die Kollegen sagen, es dauert ein halbes Jahr, bis man sich dran gewöhnt hat", sagt Reiner Busch, der seit einem halben Jahr neunundvierzig ist.

Eigentlich war es zuletzt nur noch darum gegangen, was sie machen sollen, wenn sie nie wieder hinunterkommen.

Ihre Frauen haben vor einiger Zeit einen Stammtisch gegründet. Energische Frauen mit praktischen Kurzhaarfrisuren und Halbtagsjobs, von denen sie jetzt hoffen, dass sie damit die Familie ernähren. Sie treffen sich auf dem Schacht, in einem Nebenraum der Kantine. Sie reden miteinander darüber, dass ihre Männer so wenig reden. Sie haben sich lange nicht vorstellen können, was ihre Männer dort unten eigentlich tun, bis sie als Besucher ins Bergwerk gefahren sind, danach waren sie stolz, aber verstanden haben sie es noch immer nicht.

"Die Gedanken, die mein Mann hat, möchte ich nicht kennen", sagt Ute Kage, die, als sie seine Arbeitssocken auf die Leine hängte, dachte, dies sei das letzte Mal.

Am Ende steht man auf der Halde, die hinter der Grube liegt, und hält einen Stein in der Hand, wie es viele dort gibt. Darin findet sich eingepresst das Blatt eines Farnes, der dreieinhalb Millionen Jahre im Berg lag und nun zu Tage liegt.

Vielleicht ist das am Ende das Gefühl, das bleibt, dass die Dinge insgesamt durcheinandergeraten sind.